

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 32

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Suzanne Geiger

Kultur- Fescht Basel

«Wir treten auf», rief die Schwiegertochter und strahlte, «im Foyer des Stadttheaters, von 12 bis 1 Uhr. Eigentlich sind wir noch nicht bühnenreif – aber wenn ihr trotzdem kommen wollt: Es kostet nichts.»

«Wir», das ist eine Laien-Ballett-Tanzgruppe: vier junge Frauen, durchtrainiert, auf dem Höhepunkt ihrer Körperkraft, die zu afrikanischen Trommelrhythmen tanzen, sich verrenken, turnerisch, ja, akrobatisch.

Und ob wir uns das ansehen wollten! Zu Bedenken gab lediglich der zweijährige Enkel im Familienbild Anlass. Wir Grosseltern erteilten gute Ratschläge, sagten der Tochter, sie solle sich in die Nähe der Türe setzen zwecks besserer Fluchtmöglichkeit.

«Ja, ja», antwortete sie gleich-

mütig und zog sich Jeans über, dem Enkel den Overall.

Auf dem Theaterplatz herrschte die schönste Feststimmung. Junge Leute verteilten Luftballons an die Passanten. Der Enkel erhielt einen knallroten, dick aufgeblasenen, der grösser war als er selbst. Der Enkel packte ihn fest, jauchzte und hätte ihn um nichts in der Welt hergegeben. So betraten wir die ehemals «heil'gen Hallen».

Auf dem Podium im Foyer trotteten vier junge Männer Rhythmen auf Congas: drei weisse Männer und ein schwarzer Meister aus Simbabwe, der die Tänze seines Volkes hierhergebracht hatte.

Auf dem Boden vor dem Podium sassen junge Mädchen im Schneidersitz und wiegten sich wie im Traum zu den Rhythmen. Das Foyer füllte sich mehr und mehr: junge Väter mit Kindern auf den Schultern, junge Mütter mit Buschi in der Tragschlinge auf dem Bauch, Mütter mit Kinderwägelchen. Die Jüngeren setzten sich auf den Boden, die Älteren auf die Treppe. Die getrom-

melten Rhythmen waren so intensiv und durchdringend, dass das Kinderlachen, das Umherrennen nicht störte, im Gegenteil, sich natürlich in den Rahmen der Vorführung einfügte. Der Enkel, bald Liebling des Publikums, warf seinen Luftballon den jungen Leuten zu. Sie warfen ihn lachend zurück: Es war ein Fest.

Da traten die Mädchen auf. Sie bewegten sich zu den Rhythmen, hatten farbenfrohe Röcke an, Schleifen im Haar, Glöckchen um die Fesseln. Sie tanzten lächelnd, heiter, gelöst, schienen im Ur-Element zu sein. Bald ballten sie sich zusammen, bald lösten sie sich und tanzten einzeln weiter, ausdrucksstark, naturgegeben, wie der getrommelte Rhythmus es verlangte. Unglaublich, was an Temperament in diesen jungen Leuten steckt, und welche Lebensfreude da zum Vorschein kommt! Es war, als würden Pflanzen sich verschlingen, Tiere miteinander kämpfen, Menschen sich begegnen – in einer völlig neuen, ungezwungenen Welt.

Die Trommler spornten die Tänzerinnen mit anerkennendem

Lächeln an, sie lächelten zurück: eine fröhliche, entspannte Atmosphäre.

Nach zehn Minuten mussten sich alle, Trommler wie Balletteusen, den Schweiß von der Stirne wischen. Bald ging's weiter, heftiger, stürmischer denn je. Es schien ein Ur-Tanz zu sein, zu Ur-Musik, ein Ur-Spektakel für uns alle. So muss das Theater einmal im ursprünglichen Sinne gemeint gewesen sein: *ein Kreis*, eine Sippe, eine Gemeinschaft.

Stürmischer Applaus am Schluss und Dreingabe-Heischen.

Auf dem Heimweg, dem Tinguely-Brunnen entlang – der Enkel mit seinem Luftballon fest in der Hand, der so gut zur ganzen Szenerie gepasst hatte – klangen mir die Worte der Schwiegertochter im Ohr: «Wir sind noch nicht bühnenreif» ... So spontan, so natürlich war jedoch das Dargebotene – es hätte nicht «reifer» und besser sein können.

Die Tinguely-Sphinx nickte uns zu und spie ihr Wasser aus – für uns alle – und es kostete in der Tat nichts.

Mach mit – bleib fit

In der Nähe meines Wohnortes ist eines jener mit kühn dimensionierten Betonschalen überdachten Mammutgebäude entstanden, die uns landauf, landab sportliche Betätigung und Freizeitvergnügen versprechen: ein Tennis- und Squash-Center.

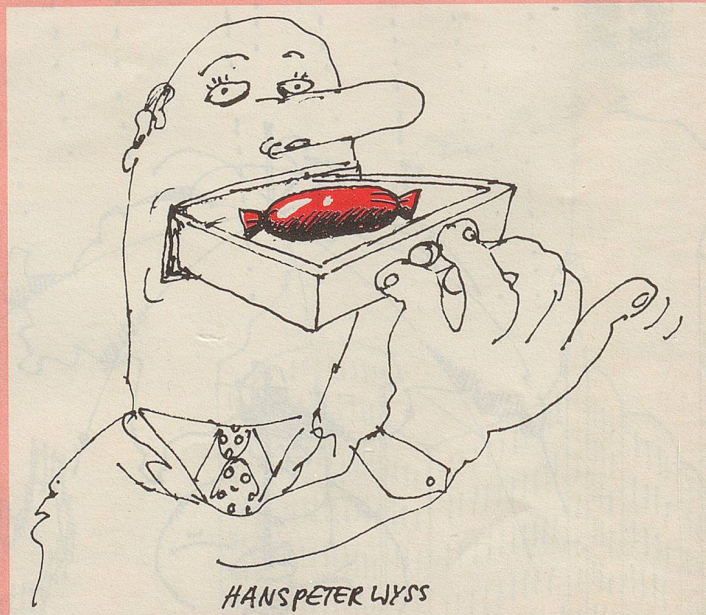
Eingedenk der Tatsache, dass a) mein Nachwuchs von dannen gezogen ist, b) in meinen Gelenken der Rost knarrt und c) ich vor zig Jahren ein bisschen Tennisunterricht genossen habe, beschliesse ich, mich zu einem Gruppenkurs für «leicht fortgeschrittene Anfänger» zu melden.

Sorgfältig suche ich die nötigen Utensilien zusammen, heimlich den Vorzug meiner Zugehörigkeit zur Präwegwerfgesellschaft preisend, denn alles ist noch vorhanden: Schläger, weisse Kleider, Tennisschuhe. Bloss weisse Socken müssen gekauft werden, da mir der einst eingekaufte Verweis durch den damaligen Platzchef wegen Tragens von blauegründerten Socken noch in schlechtester Erinnerung ist. Eine derartige Rüge soll mir nicht wieder vorkommen!

Gespannt betrete ich den Fitness-Koloss und beziehe vorerst die Begrüssung durch den smarten Jüngling an der Réception – Salü, auf welchem Platz spielst du? – nicht auf mich. Da die Frage wiederholt wird und ausser mir kein Wesen in der Nähe steht, muss ich die Angesprochene sein. Ich heisse Andreas, und wer bist du? strahlt der Sportsmann im Trainingsanzug unverdrossen weiter. Verlegen murmle ich endlich meinen Vornamen. Aha! sagt Andreas, dann spielst du auf Platz eins. Die Garderobe ist im ersten Stock.

Mir schwant, dass ich heute mehr als Tennisspielen lernen werde. Da gibt's kein Zurück mehr, ich erklimme die Wendeltreppe, stürze mich in Weiss. Ab und zu werfe ich einen Blick in die Runde; was die Frauen hier anziehen – es fehlt keine Farbe des Regenbogens. Und ausnahmslos tragen sie Socken mit blauen Rändern.

Die drei Plätze umfassende Halle imponiert mir, eine riesige, mit rostrotem Teppich ausgelegte Fläche breitet sich vor mir aus. Michael, der Tennislehrer, inspiert staunenden Auges mein Racket. Natürlichmomoll, damit kann man grundsätzlich schon



spielen, sagt er rücksichtsvoll. Aber er holt mir umgehend ein tolles neues Stück zum Ausprobieren, zusammen mit einem Paar Hallenschuhe, denn meine mitgebrachten würden den Teppichboden ruinieren.

Wir sind zu viert in der Gruppe, und es wird jetzt geprüft, was jedes kann, der Unterricht darauf

aufgebaut. Zu meiner Freude habe ich einen passablen Stil über die Jahre gerettet und werde gelobt – was mich augenblicklich die vorangegangenen Dämpfer vergessen lässt. – Dieser Kurs ist einfach Spitze! Doch in der zweiten Halbzeit beginne ich nach der Uhr zu spielen. Schweiß strömt aus allen Poren, die Kondition

lässt merklich nach. Zu allem Überfluss spielen wir ein Doppel. Hü, seggle! schreit Michael, als ich bereits den dritten Ball verpasse. Was steht du herum, Tennis ist ein Laufsport! Noch immer eine Viertelstunde zu spielen, ich werde ans Netz kommandiert. Mein Partner beginnt mit dem Aufschlag und Grind abe! ruft Michael wohlmeinend, weil ich doch verhüten soll, dass der Ball an meinen Hinterkopf knallt.

Tschau zäme! ertönt es wohlklingend aus Michaels Kehle zum Ende der Stunde. Mit letzter Kraft erklimme ich die Stufen zum Duschraum, wo mich sogleich grosse Verlegenheit erfasst: acht Duschen in Reih und Glied, kein Vorhang, nichts. Ich riskiere einen Blick auf die Kolleginnen; sie fackeln nicht lange, dick und dünn strebt sichtlich vergnügt dem reinigenden Nass entgegen. So nehme ich auch diese Hürde, werfe kühn die nassen Klamotten zu Boden, meine Prüderie über Bord und mich unter den wohlthuenden Strahl.

Erfrischt und lieblich nach den einschlägigen Reinigungsprodukten duftend, trifft sich unsere Mannschaft im Restaurant zu gewaltigem Mineralwasserkonsum. Unser Team ist auf dem Hund, gelöst und glücklich, bei bester Laune. Da wir nolens volens duzis sind, steht einem weiteren Austausch persönlicher Daten nichts im Wege. So weiss ich, dass ich mich nächste Woche zu fröhlichem Schlauch wieder treffen werde mit Rita, der Serviertochter, Paul, dem Psychiater, Pawla, der tschechischen Emigrantin, und natürlich mit Michael, dem unkomplizierten Profi. *Andole*

Selbsterkenntnis

Beeindruckt davon, wie sich unsere Altvorderen zusammengeschlossen hatten, um zu sein ein einzig Volk von Brüdern, beschloss ich schon in früher Jugend, nach diesem Motto zu leben. Personenkult war mir zuwider. Alle sollten gleichwertig sein!

Verständnislos und kopfschüttelnd nahm ich das hysterische Getue des Publikums beim Auftreten von beliebten Stars oder Künstlern zur Kenntnis. Mitleidig lächelte ich über Herrn und Frau Schweizer, die sich um gekrönte Häupter oder deren Angehörige scharten. Und als ich einmal am Fernsehen einen Präsentator erlebte, der einen Bundesrat in der dritten Person anredete, fand ich das «gschämig». Wie war ich doch dankbar, nicht so zu sein wie jene ...

Seit kurzem weiss ich: Ich bin doch so! Die diesjährige Reise der Frauen unserer Gemeinde führte

Pünktchen auf dem i



öff

nach Bern. Eingeplant war eine Besichtigung des Bundeshauses. Es ist beinahe schon Brauch, dass eine der Mitreisenden die ganze Gruppe mit hübschen, selbstgefertigten Abzeichen ausstattet. Diesmal hatte sie, dem Zweck entsprechend, Kantonswappen von Kaffeerahmdeckeli verarbeitet. Also dekoriert, warteten wir zu gegebener Zeit vor den Pforten des Heiligtums. Eine muntere Schar vorwiegend gut erhaltenen Mittelalters, passten wir ausgezeichnet in den Rahmen der ehrwürdigen Stadt. Das musste der grosse, weisshaarige Herr auch empfunden haben, als er uns im Vorbeigehen aufmerksam und freundlich musterte. Plötzlich blieb er stehen, lachte mich an und fragte: «Fridli?»

Verwirrt wollte ich ihn auf seinen Irrtum aufmerksam machen, als er auf mein Abzeichen deutete. Hier prangte der heilige Fridolin, der Fridli! Ach so, ja natürlich, das sei der Fridolin, stotterte ich erleichtert, während mich dreissig Augenpaare neugierig anstarrten. Freundlich lachend schüttelte mir der Mann die Hand und setzte dann seinen Weg fort. Meine Nachbarin stiess mich an: «Weisst du, wer das war?»

«Nein, wie sollte ich auch!» antwortete ich.

«Ich schon», fuhr sie fort, «den kenne ich, das ist doch der Ständerat Sowieso aus Glarus!»

Was half's, dass ich mir sagte, der Gruss habe dem Fridli gegolten und nicht mir? Die hohe Obigkeit hatte mir die Hand gedrückt, und ich fühlte mich geehrt. Wie einen wärmenden Sonnenstrahl genoss ich die gutmütig-neidvollen Sticheleien meiner Mitreisenden.

Ich bin halt doch so wie jene ...

Ruth Rossi

Blick zurück ...

Die Zeiten ändern sich. Ich erinnere mich, wie einst in unserem Dorf der «Lumpensammler» umherzog. Er sammelte nicht nur Lumpen, sondern auch Knochen. Sein Metier wird heute nicht mehr ausgeübt. Wie sollten die Bauern auch zu Lumpen kom-

men? Sie tragen heute Überkleider – und die sind nicht aus Wolle. Dem Lumpensammler ging es aber um Wolle.

Der arme Mann kam meistens am Vormittag mit seiner «Schindmähre» und einem wackligen Wagen ins Dorf. Mit einer kleinen Kuhglocke tat er seine Anwesenheit kund. Daraufhin kamen die Bäuerinnen mit Lumpen und Knochen, deren Gestank sehr abstoßend war, zum Wagen. Der Lumpensammler bezahlte nicht mit Geld, sondern er gab für den Wert der Ware braune Kaffeechacheli oder Suppenteller. Sie lagen auf dem Wagen, sorgfältig in Holzwolle verpackt. Während meiner Jugendzeit fand ich nie heraus, was der Lumpensammler mit dem gesammelten Plunder anfang. Meine Mutter konnte mir keine Auskunft geben.

Einen dieser Lumpensammler habe ich gut in Erinnerung, weil er uns Kinder nicht zu nahe an seinen Wagen herankommen liess. Nur die Mutter oder Grossmutter durfte dem Ross ein Maulvoll Emd hinhalten. Zucker war zu rar zum Verfüttern. Der Lumpensammler hatte einen schwarzen Hängeschnauz. Ob die Knochenfracht auf dem Wagen, oder ob er so furchtbar stank, weiss ich nicht. Auf jeden Fall war der Geruch so abstoßend, dass selbst die Grossmutter, die mit jedem Lebewesen Mitleid hatte, einmal sagte: «Es ist gut, dass der Stinkhund weitergezogen ist.» Hinterher bedauerte sie, vor uns Kindern so grob geredet zu haben, denn ihr Leitspruch war: «Lass kein unnützes Wort aus deinem Munde gehen, und wenn du reden musst, so rede mit Wort und ohne Verdruss!»

Rosel Luginbühl

Der Debile

Er gehört zum Quartier, wie früher daheim auf dem Land die Dorforiginale dazugehörten. Ich habe Mühe. Er sieht so dreckig aus und furchteinflössend mit seinem wilden, schwarzen Vollbart. Die Lumpen hängen ihm in Fetzen vom Leib. Er kann brüllen wie ein Stier, ohne ersichtlichen Grund. Will er etwas, winselt er wie ein junges Hündchen. Menschliche Laute gelingen ihm nicht.

Immer trägt er eine leere Konservendbüchse mit sich herum. Dorthinein sammelt er alle Abfälle, die er finden kann: Zigarettenstummel, ein Stückchen Banane, Orangenschalen, Papierfetzen und Münzen (falls ihm jemand ein Geldstück in seine stets offene Hand legt). Die Kinder treiben ihren Spass mit ihm; unser Hund versetzt ihm einen

tödlichen Schrecken mit seinem Gebell und geniesst es sichtlich. Unserer kleinen Moni aber gefällt «der Bettler», wie sie ihn nennt. Bald ist es «ihr» Bettler. Die beiden erkennen einander von weitem. Sie hängen aneinander.

Sobald Moni ihren Bettler in der Strasse vor dem Haus auftauchen sieht, rennt sie ihm mit einem Geldstück entgegen. Sind wir nicht zu Hause, wartet der Debile treu und geduldig, bis Moni ihm beim Heimkommen das Geldstück geben kann. Taucht er einmal ein paar Tage nicht auf, macht sich Moni Sorgen, wo ihr Bettler geblieben sein könnte. Für sie hat er nichts Ekliges oder Furchterregendes an sich. Sie versteht ihn, ausserhalb jeder Sprache.

Vielleicht sind die beiden ungefähr auf der gleichen Stufe des Fühlens, das dreijährige Kind und der erwachsene, geistig zurückgebliebene Mann. Ich bin plötzlich froh, dass es ihn gibt. Ich bin froh, dass er frei herumlaufen darf (in der Schweiz wäre er längst in einem Heim verschwunden). Ich bin froh, dass unser Kind noch nicht so degeneriert reagiert wie ich, dass es nicht zurückschreckt, sobald etwas ausserhalb der Norm liegt.

Moni hat es nicht nötig, dass man ihr eine heile Welt vorgaukelt. Sie lebt noch natürlich.

Marianne

Fabelhaft ist
Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet